

KIT

Ich weiß eigentlich gar nicht, warum ich beschließe, mich in der Mittagspause nicht zu Annie und Violet an den Tisch zu setzen. Ich spüre ihre Blicke, als ich bei ihnen vorbeigehe. Es ist der perfekte Tisch, weil er direkt vor der Essensausgabe steht und man von dort *alle* sehen kann. Ich sitze dort sonst immer mit ihnen. Jeden Tag. Wir sind beste Freundinnen – ein Dreiergespann seit der Mittelstufe –, und deshalb ist mir sehr wohl bewusst, was für eine Riesensache es ist, dass ich nicht einmal die Hand zum Gruß hebe. Aber bereits beim Eintreten, als ich sah, wie sie die Köpfe zusammengesteckt haben, redeten und lachten, und einfach normal waren, als wäre alles wie immer – ja, mir ist bewusst, für sie *ist* alles wie immer, ihre Familien sind nicht mehr oder weniger kaputt, als sie es waren, bevor meine Welt zusammenbrach –, wusste ich, dass es nicht ging. Ich konnte mich einfach nicht zu ihnen setzen, mein Putenbrustsandwich herausholen und so tun, als wäre ich dieselbe Kit wie früher. Die Kit, die Witze über ihr Outfit macht. Über das Hemd, das ich heute aus irgendeinem unerfindlichen Grund zum Gedenken an meinen Dad angezogen habe, ein alberner Versuch, mich ihm näher zu fühlen, auch wenn ich mich damit wahrscheinlich noch mehr zum Außenseiter mache und noch unsicherer bin, wie ich mit der Sache umgehen soll. Was mich erst recht wieder an alles erinnert. Allerdings kann ich sowieso nicht vergessen, was passiert ist, nicht eine Sekunde.

Ich komme mir blöd vor. Macht die Trauer das mit einem? Es ist, als würde ich mit einem Raumanzug durch die Schule laufen – mit einem Trübsalhelm, so undurchdringlich wie Glas. Niemand hier versteht, was ich durchmache. Wie auch? Ich verstehe es ja selbst nicht.

Mir erschien es einfach sicherer, mich ganz nach hinten zu setzen, abseits von meinen Freundinnen, die inzwischen längst wieder mit anderen wichtigen Dingen beschäftigt sind, wie zum Beispiel der Frage, ob Violets Oberschenkel in der neuen High-Waist-Jeans nicht zu dick aussehen. Und abseits von all den anderen, die in den letzten beiden Wochen mit aufgesetzt betroffener Miene zu mir gesagt haben: »Kit, es tut mir so, so, so leid, das mit deinem Daaaad.« Dabei ziehen alle das Wort *Dad* extra lang, als hätten sie Angst vor dem nächsten Satz, der unweigerlich kommen wird, vor dem Moment des freien Falls, in dem sie sich überlegen müssen, was sie als Nächstes sagen sollen. Meine Mom meint, es sei nicht unsere Aufgabe, den anderen das Gefühl des Unbehagens zu nehmen – es geht um uns, nicht um sie, hat sie mir direkt vor der Beerdigung gesagt –, aber ihre Art zu trauern, sich mitfühlenden Fremden schluchzend

um den Hals zu werfen, ist mir fremd. Was meine Art ist, habe ich dagegen noch nicht herausgefunden.

Langsam fange ich an zu glauben, dass es sie nicht gibt.

Heulen werde ich jedenfalls nicht, das wäre viel zu einfach und respektlos. Wegen schlechter Noten oder Hausarrest habe ich geheult, und einmal peinlicherweise sogar wegen eines missratenen Haarschnitts. (Zu meiner Verteidigung muss ich sagen, dass es drei lange, unschöne Jahre gedauert hat, bis der Pony wieder rausgewachsen war.) Aber das hier? Das ist viel zu groß für ach so alberne Mädchentränen. Es ist zu groß für alles.

Tränen wären ein Privileg.

Mich neben David Drucker zu setzen, halte ich für die beste Lösung, weil er immer so still ist, dass man ihn fast vergisst. Er ist sonderbar – meistens sitzt er da und zeichnet kleinteilige Fischbilder in ein Skizzenbuch –, und wenn er redet, starrt er einem auf den Mund, als hätte man etwas zwischen den Zähnen. Nicht dass man mich falsch versteht: Auch ich habe Hemmungen und bin sehr häufig unsicher, aber ich habe gelernt, es zu überspielen. David hingegen scheint nicht einmal zu versuchen, wie alle anderen zu sein.

Auf einer Party oder bei einem Footballspiel habe ich ihn noch nie gesehen, nicht einmal bei einer dieser nerdigen AGs, die eigentlich gut zu ihm passen würden, wie dem Mathe- oder dem Codierungsclub. Ich bin nämlich ein großer Fan dieser Nerd-AGs, da sie sich gut in Collegenbewerbungen machen, auch wenn ich persönlich eher zu den literarisch orientierten neige, die zumindest als etwas cooler gelten. Aber eigentlich bin ich selbst ein ziemlicher Nerd.

Vielleicht ist es keine schlechte Idee, sich einfach gar nicht um die anderen zu scheren. Eine clevere Strategie, um durch die Highschool zu kommen. Jeden Tag im Unterricht erscheinen und die Hausaufgaben machen, aber sonst immer mit riesigem schalldichtem Kopfhörer auf den Ohren rumlaufen und auf diese Weise einfach abwarten, bis die Schule vorbei ist.

Ich bin vielleicht oft unsicher und ein bisschen zu sehr darauf bedacht, gemocht zu werden, aber bevor das mit meinem Dad passiert ist, war ich trotzdem nie still. Deshalb fühlt es sich seltsam an, jetzt mit nur einer anderen Person am Tisch zu sitzen und die Lärmkulisse der Kantine am liebsten ausschalten zu wollen. Es ist das genaue Gegenteil meiner vorherigen Überlebensstrategie, als ich mich immer mitten ins Getümmel geworfen habe.

Seltsamerweise ist Davids ältere Schwester Lauren bis zu ihrem Abschluss im letzten Jahr das beliebteste Mädchen der Schule gewesen. In jeder Hinsicht anders als er: Jahrgangssprecherin und Ballkönigin (irgendwie ist es ihr gelungen, auch etwas so klischeehaft Spießiges durch ihre selbstironische Art cool wirken zu lassen). Sie war mit Peter Malvern zusammen, den alle Mädchen, mich eingeschlossen, aus der Ferne verehrten, weil er Bass spielt und einen Bartwuchs hat, von dem die meisten Typen in meinem Alter nur träumen können. Lauren Drucker ist eine lebende Legende – schlau, cool und schön –, und wenn ich noch mal von vorn anfangen und als jemand anders wiedergeboren werden könnte, würde ich gern sie sein, auch wenn wir uns nie persönlich kennengelernt haben. Ihr würde ein Pony bestimmt super stehen.

Ohne Lauren und die unausgesprochene Drohung, sie würde höchstpersönlich jeden fertigmachen, der ihrem kleinen Bruder blöd kommt, wäre David in Mapleview gnadenlos unter die Räder gekommen. Aber so wird er in Ruhe gelassen. Und das meine ich wörtlich. Um ihn herum ist es *immer* ruhig, weil er die ganze Zeit allein ist.

Ich hoffe, er nimmt mir nicht übel, dass ich nicht reden will. Zum Glück wirkt er nicht beleidigt. Er mag sonderbar sein, aber die Welt ist auch ohne Leute, die sich beschissen benehmen, beschissen genug, und an der Sache mit dem Himmel ist tatsächlich was dran. Nicht dass ich das Bedürfnis habe, mit David Drucker über das, was mit meinem Vater passiert ist, zu reden – kein Thema läge mir ferner, vielleicht abgesehen von der Frage, ob Violets Oberschenkel zu dick sind, denn *wen interessiert schon ihre blöde Jeans*, aber zufällig bin ich seiner Meinung. Das mit dem Himmel ist wie mit dem Weihnachtsmann – eine Geschichte, die man leichtgläubigen Kindern aufischt. Auf der Beerdigung haben tatsächlich vier Leute zu mir gesagt, mein Vater wäre jetzt *an einem besseren Ort*, als wäre es mit einem Karibikurlaub zu vergleichen, einen Meter unter der Erde zu liegen. Noch schlimmer waren die Kollegen meines Vaters, die sich erdreistet haben zu behaupten, er wäre *zu gut für diese Welt* gewesen. Was überhaupt keinen Sinn ergibt, wenn man auch nur eine Sekunde darüber nachdenkt. Dürfen demnach nur schlechte Menschen leben? Bin ich deshalb noch immer hier?

Mein Dad war der beste Mensch, den ich mir vorstellen kann, aber *zu gut für diese Welt* war er sicher nicht. Und er ist jetzt auch nicht *an einem besseren Ort*. Genauso wenig glaube ich, dass *alles aus einem Grund geschieht*, dass es *Gottes Wille war* oder *seine Zeit zu gehen gekommen ist*, als hätte er einen Termin gehabt, den er nicht verpassen durfte.

Nein. Das kann mir niemand weismachen. Wir alle kennen die Wahrheit. Mein Dad hat beschissenes Pech gehabt.

Irgendwann setzt David seinen Kopfhörer auf und zieht ein großes Buch mit festem Einband hervor, auf dem steht: *Diagnostisches und Statistisches Manual Psychischer Störungen IV*. Da wir fast alle Fächer zusammen haben und beide diese zusätzlichen Vorbereitungskurse fürs College machen, weiß ich mit Sicherheit, dass er es nicht für die Schule braucht. Wenn er seine Freizeit gern mit »psychischen Störungen« verbringt, meinetwegen, ich würde ihm allerdings ein Tablet oder einen Reader empfehlen, damit es nicht unbedingt jeder sofort mitkriegt. Wenigstens die wichtigste Mapleview-Regel sollte er befolgen: Lass nicht allzu sehr den Freak raushängen, sondern halte dich lieber zurück, um keinen Verdacht zu erregen, wenn's sein muss unter dem metaphorischen Astronautenhelm. Das ist vielleicht der einzige Weg, um hier lebendig wieder rauszukommen.

Den Rest der Mittagspause widme ich mich stumpf kauend meinem Sandwich. Ab und zu meldet das Handy eine neue Nachricht von meinen Freundinnen, und ich versuche, dann nicht zu ihrem Tisch zu schauen.

Violet: Haben wir was falsch gemacht? Warum sitzt du da drüben?

Annie: WTF!?!?!?

Violet: Schreib wenigstens zurück und sag uns, was los ist.

Annie: K! Erde an K!

Violet: Sag mir einfach die Wahrheit: Daumen rauf oder runter bei der Jeans?

Wenn man zwei beste Freundinnen hat, liegt irgendeine immer mit einer anderen im Clinch. Indem ich nicht zurückschreibe, bin ich heute sozusagen freiwillig diejenige, die außen vor ist. Aber ich weiß nicht, wie ich es erklären soll, dass ich einfach nicht bei ihnen sitzen kann. Dass es mir wie Verrat vorkäme, mit ihnen an dem Tisch direkt vor der Essensausgabe über belangloses Zeug zu quatschen. Ich überlege, ob ich Violet schreiben soll, was ich von ihrer Hose halte, aber der Tod meines Vaters hat leider den Nebeneffekt, dass ich alles ohne Filter wahrnehme. Und dass ihre Oberschenkel nicht das Problem sind, dafür aber ihr Bauch, der durch die hohe Taille ein wenig aufgebläht wirkt, behalte ich lieber für mich.

Meine Mom hat mir nicht erlaubt, heute zu Hause zu bleiben, obwohl ich förmlich darum gebettelt habe. Ich wollte diese Kantine nicht betreten, wollte nicht von einem Unterrichtsraum zum nächsten gehen und mich jedes Mal aufs Neue für ein weiteres unangenehmes Gespräch wappnen. Wenn ich ehrlich bin, waren die Leute nett zu mir. Und sie wirkten sogar einigermaßen aufrichtig, was hier echt Seltenheitswert hat. Es ist nicht ihre Schuld, dass mir alles – Schule an sich – plötzlich so unglaublich dumm und sinnlos vorkommt.

Als ich am Morgen aufgewacht bin, ist leider die segensreiche Dreißig-Sekunden-Amnesie ausgeblieben, die ich in letzter Zeit als so wertvoll erlebt habe, diese traumhafte halbe Minute, in der mein Kopf ganz leer und frei von jeder Qual ist. Stattdessen hatte ich eine brennende Wut im Bauch, die alles andere ausschaltete. Seit dem Unfall ist nun schon ein ganzer Monat vergangen. Dreißig unwirkliche Tage.

Fairerweise muss ich zugeben, dass meine Freundinnen es gar nicht richtig machen konnten: Wenn sie es direkt angesprochen hätten, wenn sie etwas Mitfühlendes gesagt hätten wie: »Kit, ich weiß, dass es heute genau einen Monat her ist, seit dein Vater gestorben ist. Der Tag ist deshalb bestimmt besonders schwer für dich«, hätte es mich trotzdem geärgert, weil ich mich dann hätte zusammenreißen müssen, um nicht mitten in der Schule die Fassung zu verlieren. Allerdings bin ich mir ziemlich sicher, dass Annie und Violet es nicht erwähnten, weil sie gar nicht daran gedacht haben. Lachend haben sie heute Morgen, als ich kam, an ihren identischen Starbucks-Lattes genippt und weiter darüber geredet, mit welchem Typen sie am liebsten auf den Abschlussball gehen würden, während sie von mir wahrscheinlich dachten, mein Montagsfrust wäre in dieser Woche einfach nur besonders ausgeprägt. Von mir wird erwartet, dass ich einfach so weitermache.

Dass ich wieder die Alte bin.

Und nicht im Hemd meines Vaters durch die Gegend schleiche.

Heute vor einem Monat.

Seltsam, dass ausgerechnet David Drucker es genau auf den Punkt gebracht hat: *Dein Dad hätte nicht sterben dürfen. Das ist einfach ungerecht.*

»Du gehst doch schon seit zwei Wochen wieder zur Schule«, hat meine Mom beim Frühstück gesagt, nachdem ich einen letzten Vorstoß gestartet hatte, zu Hause bleiben zu dürfen. »Das Schlimmste hast du doch bereits hinter dir.« Von wegen! Blaue Augen,

Knochenbrüche, innere Blutungen und sichtbare Narben, alles hätte ich in Kauf genommen, vielleicht auch, gar nicht mehr da zu sein. Stattdessen: nicht einmal ein Kratzer. Das schlimmstmögliche Wunder.

»Gehst du denn heute zur Arbeit?«, habe ich sie gefragt, weil es mir nur logisch erschien, dass es auch für sie hart sein müsste, Businesskleidung und High Heels anzuziehen und ins Büro zu fahren, wenn es mir so schwerfällt, zur Schule zu gehen. Meine Mom wusste natürlich um die Bedeutung dieses Tages. Am Anfang, als wir aus dem Krankenhaus kamen, hat sie die ganze Zeit geheult, während ich viel zu benommen dafür war. In den ersten Tagen, in denen sie ständig in Tränen aufgelöst war, saß ich reglos mit angezogenen Knien da und fror, obwohl ich mich in eine Million Schichten eingewickelt hatte. Auch einen Monat später ist mir noch nicht wieder richtig warm geworden.

Meine Mom hingegen hat sich zusammengerauft und wird langsam wieder zu der Person, die ich von früher kenne. Wenn man sie am Wochenende mit Yogahose, Turnschuhen und Pferdeschwanz sieht, oder sie direkt nach dem Unfall erlebt hat, als sie am Boden zerstört, fahl und in sich zusammengefallen war, kann man sich kaum vorstellen, dass meine Mom in ihrem Arbeitsleben eine taffe Businessfrau ist. Sie ist Geschäftsführerin einer Agentur für Onlinewerbung namens Disruptive Communications. Manchmal bekomme ich mit, wie sie ihre Angestellten anherrscht und dabei Ausdrücke verwendet, für die ich Hausarrest bekäme. Hin und wieder ist ihr Foto auf dem Cover von Fachmagazinen abgebildet und dazu eine Schlagzeile wie »Die vielfältige Zukunft des viralen Marketings.« Sie ist die Frau hinter dem Videoclip mit den singenden Hunden und Katzen, der über sechzehn Millionen Mal angeklickt wurde, und hinter dem Pop-up für Müsli mit den multiethnischen schwulen Vätern. Bevor sie Witwe wurde, war sie ziemlich gut drauf.

»Natürlich gehe ich arbeiten. Warum nicht?«, fragte meine Mom zurück, nahm ihre noch nicht leer gegessene Müslischüssel und stellte sie mit so viel Schwung in die Spüle, dass sie klirrend zersprang.

Dann verließ sie das Haus in ihrer »Arbeitsuniform« – schwarzer Cashmepullover, Bleistiftrock und Stiletto. Kurz kam mir der Gedanke, die Scherben aus der Spüle zu räumen, und mich dabei aus Versehen und vollkommen unbeabsichtigt zu schneiden. Nur ein bisschen. Ich war neugierig, ob ich es überhaupt merken würde. Doch auch wenn ich seit dem Tod meines Dads dazu neigte, jeder Kleinigkeit eine höhere Bedeutung zuzumessen, weshalb ich zum Beispiel unbedingt in seinem Hemd zur Schule gehen musste, kam mir die Scherben einzusammeln auf einmal doch zu metaphorisch vor. Selbst für meine Begriffe. Soll sich meine Mom später selbst drum kümmern.